

Wer eine Welt erschafft

Lobrede auf Christoph Marthaler, Träger des Kulturpreises des Kantons Zürich Schauspielhaus „Schiffbau“, 20. Oktober 2009, Roger de Weck

Lieber Christoph Marthaler,
Meine Damen und Herren,

Wer eine Welt erschafft, muss nicht Gott sein; es reicht, dass er in Erlenbach geboren wurde. Die Welt von Christoph Marthaler ist wie jede menschliche Welt, nicht bloss seine: Durchaus ist sie auch die Welt seiner singenden Schauspieler und spielenden Musiker, der Bühnenbildnerin und der langjährigen Dramaturgin. Gemeinsam ist diesen Künstlern der Feinsinn, die Gnade der Nuance, die wahre Lust, und dass sie sich vor Jahren schon auf Marthaler eingelassen haben: auf einen, der die geltenden Gesetze ausser Kraft setzt.

Seine Dramaturgie kommt ohne Höhepunkt aus weil sich in kleinsten Dingen die grösste Fallhöhe einstellt. Ebenso wenig brauchen seine Stücke eine Peripetie – einen Umschwung vom Glück zum Unglück –, da beide Zustände schwerlich voneinander zu trennen sind. Auch ist eine eigentliche Handlung oft unnötig, wo es doch bei Marthaler um unser allzu menschliches Stolpern und Stochern im Nebel geht.

Immerhin, er erfüllt drei Forderungen, die Aristoteles in seiner „Poetik“ erhob. Wie vor 2500 Jahren der Athener verlangte, bringt heute unser Zürcher lauter Charaktere auf die Bühne. Wobei diese Charakterköpfe bis zuletzt jeweils uneinsichtig bleiben und eine müde Energie ausstrahlen, was Aristoteles gewiss missfallen hätte. Zweitens sind da Chor und Musik. Und da ist schliesslich die Kunst der Inszenierung, wobei der Begriff Inszenierung bei Marthaler an Grenzen stösst. Nie hat man nämlich das Gefühl, er setze etwas in Szene: weder in den eigenen Stücken noch in denen anderer Dichter. Auf seiner Bühne verhält es sich wie im Leben, das Unwahrscheinlichste wird wahr.

So wurde Marthalers Welt im Lauf der Jahre auch die vieler seiner Zuschauer, nämlich derjenigen, die sich ebenfalls einliessen und die er nicht mehr loslässt. Und sie wiederum lassen ihn ungern los; sie verlören eine Heimat, wenn es die Marthalersche Welt nicht gäbe. In dieser poetischen Welt, die aus vielen Untergängen besteht, liegt indessen etwas Ewiges, Ortloses, das in Flandern wie in Frankreich die Menschen berührt, im naschhaften Wien wie im hungrigen Berlin, in Belgrad oder Sils Maria.

Es wäre ein Pleonasmus zu sagen, dass Marthaler die eigenen Wege geht, verletzlich und unbeirrt, sanft und stark, ironisch und ernst, verschmitzt und wehmütig. Er ist zugleich offen für all das, was seine Darsteller einbringen, und trotzdem mehr als eigenwillig. Im Marthalerschen Spiel ist alles Körper und Klangkörper – zumal wenn geschwiegen wird, denn zu seiner Virtuosität zählt die des Schweigens und Schweigenlassens.

Handschrift und Körpersprache also: In beiden ist Würde und Vergeblichkeit. Selbst wenn Marthaler böse wird, wie zum Beispiel im Stück „Groundings“, ist in seinem Zorn eine Art Respekt vor der Lächerlichkeit. Das kommt daher, dass er sich als grosser Schöpfer kleiner Welten nie über die Dinge erhebt, diese Dinge nie aus der Ferne anschaut. Vielmehr beherrscht er die Kunst der Nähe. Und dieser Nähe verdankt sich seine grosse Schärfe. Wo aber Nähe ist, ist immer auch Liebe im Spiel. Der dekuvierende Blick bleibt zärtlich, dem Erbärmlichen oder Prosaischen haftet ein Zauber an.

Doch nun gestatten Sie mir in dieser Lobrede einen prosaischen Umweg. Meine Damen und Herren, stellen Sie sich einen sehr langen Tisch vor. Wir sind in Zürich, wir sind am Sitz eines globalen Konzerns, es ist spätabends. Die Tischgäste – gut fünfzig an der Zahl – waren soeben im Schauspielhaus. Der Konzern hat sie zu einer Aufführung eingeladen, die er sponserte. Beim anschliessenden Abendessen setzt sich das Spektakel auf der gesellschaftlichen Bühne fort. Geschäftsleute und Politiker bestücken die Tischrunde. Und auch der

Schauspielhausdirektor ist da. Nein, nicht Marthaler, es handelt sich um einen seiner Vorgänger.

Die wichtigen Leute sind zur Mitte gesetzt worden, rechts und links des CEOs. Und wo sitzt der Theatermann, wohin gehört der Intendant? Von den Honorationen verlassen, hockt er ganz am Ende des Tisches mit den übrigen „Kulturschaffenden“, wie das barbarische Partizipatwort lautet, das nicht für Partizipation steht, sondern für deren Randlage.

Meine Damen und Herren, in Zürich herrscht diese Tischordnung, wohingegen in Wien, Paris oder Mailand der Ehrenplatz dem Intendanten zustünde. Bis heute bleibt etwas von jener Tradition, die den Bildersturm hervorbrachte und die während Jahrhunderten das Theater ablehnte; noch 1780 wandten sich ehrbare Bürger an die Obrigkeit mit dem dringlichen Wunsch, das Zürcher Theaterverbot ja nicht zu lockern. Auch ist es erst neun Jahre her, dass das Stimmvolk die Überreste des Tanzverbots beseitigte.

Es ist dasselbe Zürich, das im Kalten Krieg den grossen russischen Geiger David Oistrach mit Konzertverbot belegte, weil er aus der Sowjetunion kam; jenes Zürich auch, das Max Frisch schmähete; oder das den in Hamburg und Paris gefeierten Zürcher Rolf Liebermann nie als Opernintendanten haben wollte; oder das den Zürcher Luc Bondy erst im „Pfauen“ willkommen hiess, als Marthaler dieses Haus übernahm; oder das Max Bills Plastik auf der Bahnhofstrasse höchst unwillig zulies.

Gewiss, das ist nur die eine Seite von Zürich. In Kanton und Stadt ist sehr wohl auch viel Liebe für die Kunst. Doch zuweilen ist sogar mehr Geld als Liebe da. Und manchmal, wenn es darauf ankommt, fehlt es an der Liebe wie am Geld.

Als Christoph Marthaler Intendant war am Schauspielhaus, begann dieses globale Dorf Zürich in Unordnung zu geraten – fünf Jahre vor dem Finanzkrach, der die Bahnhofstrasse ereilen würde. Die Swissair war kurz zuvor konkurs gegangen, die Credit Suisse damals bereits in Not geraten. Im Falle der Fluggesellschaft und des Geldhauses hatten die Manager zu schnell zu viel gewollt. Im Falle Marthalers hatte man einen Langsamen geholt. Der sollte dann aber schleunig wieder weg.

In „Hotel Angst“, jenem Stück, mit dem Marthaler seinen Einstand beim Schauspielhaus gab, fällt der Satz: „Er ist noch nicht einmal da, und schon ist er zu spät.“ Marthaler selbst war kaum in Zürich angekommen, schon sollte er Abschied nehmen.

Als erste zogen die Populisten über Marthaler her. Sie begnügten sich wie oft mit einem Schlagwort, der ihnen weiteres Nachdenken ersparte – „Unterhosen-theater“; sie übersahen an Marthalers Kunst und Persönlichkeit das Poetisch-Störrische: die urschweizerische Form der Anarchie.

Dem Zürcher Establishment seinerseits, das mehr zum Liberalismus als zur Liberalität neigt, missfiel etwas anderes. Die Bahnhofstrasse wollte damals den narrenfreien Markt, aber den folgsamen, biegsamen Mitarbeiter: den flexiblen Menschen. Ganz ohne Anarchisten sollte Anarchie herrschen auf den Finanzmärkten. Der Schauspielhausdirektor Marthaler freilich folgte weder der Logik des Gelds, wonach der Empfänger gehorcht, noch dem Gesetz der Eile, wonach Dringliches wichtiger ist als das eigentlich Wichtige. Wie seine Figuren auf der Bühne ging Marthaler seinen Gang, an den Hoheiten *time and money* vorbei. Die damaligen Chefs von Swissair und Credit Suisse taten, was man von ihnen erwartete, und sie gingen unter. Marthaler hingegen, der sich nicht fügte, schuf Beständiges.

Was im Herbst 2002 ausbrach, als er entlassen wurde, war nicht Marthalers Krise, sondern im Grunde – und im Rückblick erst recht – die Krise der Kreise, die ihn entfernen wollten. Die Zeiten des schnellen Gelds und raschen Erfolgs sind in eine Katastrophe gemündet. Die Alleinherrschaft von Wirtschaft und Wirtschaftlichkeit hat sich als Verhängnis erwiesen. Doch in Gestalt von Marthaler war da einer, der sich dem Diktat der Ökonomie über die anderen Lebensbereiche widersetzte. Er hatte machtvolle Gegner, die ihre Macht und ihre

Logik für evident hielten – und die sich dann doch nicht durchsetzten. Marthaler bewies als einer der ersten, dass die herrschende Logik nicht zwingend war, dass die herrschende Macht sich furchtbar irren kann. Eine umso stärkere Provokation, als sie von einem Menschen der leisen Töne kam.

Obwohl Theater- und Opernproduktionen kurzlebig und den Zeitgenossen vorbehalten sind, schafft Marthaler Dauerhaftes. Seine schräge Bühnenwelt ist stimmiger als die jener Geldleute, die schon wieder die Bonus-Maschine anwerfen, und jener Medienleute, die sich im Kampf um Aufmerksamkeit vom Geist der Aufklärung entfernen. Bis heute begreifen sie nicht, was Luc Bondy in einem offenen Brief schrieb, als dem Schauspielhausdirektor Marthaler gekündigt worden war: „Theater, wenn es etwas in Bewegung bringt, ist eine der letzten Künste, die nicht dem merkantilen Kleinkram anheimfallen darf: Dieses nicht berührbare Ding – Theater – geht in die Herzen und lässt sie neu atmen.“

Wenig später strömten die Menschen erst recht ins Schauspielhaus – „Pfauen“ und „Schiffbau“. Ratlos waren nunmehr die Skeptiker, sprachlos blieb der redselige Boulevard, der gegen Marthaler gehetzt hatte: Der Langsame hatte langsam Erfolg, das war nicht vorgesehen.

Es scheint, dass in der damals aufziehenden Vertrauenskrise von Politik, Wirtschaft und Massenmedien einer wie Marthaler, der Haltung hat, vielen Menschen Orientierung bot. Was steckte dahinter?

Als der Geldadel noch vergnügt auftrumpfte, bevor es zum Grounding der Finanz kam, pochte die Wirtschaft auf ihren Primat über Politik und Gesellschaft, Wissenschaft und Kultur. Doch im Fall des Künstlers Marthaler erlebten wir, selten genug, den Primat der Kunst. Das ist das schöne, flüchtige Rätsel. Pragmatisch und konstruktiv sagte 2002 Adolf Muschg: „Bleiben wir auf dem Zürcher Boden, den Gottfried Keller einen Holzboden für die Kultur genannt hat, und schauen wir, wie wir aus einem Haufen Kleinholz wieder eine Bühne für Marthalers Theater zimmern.“

Gegen den Holzboden, der sich weit über Zürich hinaus erstreckt, und auf die Bühnenbretter setzt Marthaler die Poesie. Poesie ist unverwüstlich. Ein poetisches Bild verschwindet nie. Aus einer Aufführung von zwei, drei Stunden macht sie Zeitloses. Marthalers Figuren sind wie aus der Zeit gefallen. Das Poetische nimmt sich Zeit. Es braucht die radikale Langsamkeit, die dem Zeitnotgenossen fremd geworden ist oder aber ihn existentiell beglückt.

In der Poesie ist jeder Ton ein Wort, jedes Wort zunächst ein Ton. In Marthalers Poesie hören wir die Sprache des Musikers und klingt die Musik der Sprache: des Deutschen, Englischen, Französischen. Oder der Mundart, wie man sie in Zürich spricht.

Christoph Marthaler, der mit der Stadt Zürich Erfahrungen sammelte, erhält den Kulturpreis des Kantons. Das gereicht beiden zur Ehre, dem Beehrten wie dem Ehrenden. Und es führt uns zurück nach Erlenbach am Zürichsee, wo er aufwuchs, in der Marthaler-Familie, mit den Eltern Erika und Samuel und den Geschwistern.

Es tut weh, dass Samuel Marthaler, vor wenigen Monaten gestorben, heute fehlt. Der Vater würde sich an diesem Tag besonders freuen, so wie im Marthaler-Kind einiges von den Eltern steckt: der gleichermassen nüchterne und wohlwollende Blick auf die Menschen; Falten auf der Stirn, die weniger die Sorgen anzeigen als vielmehr ewiges Staunen über das unglaubliche Treiben dieser Menschen; der Mund mit seinem Lächeln der Skepsis und Lebensfreude. Marthaler gelingt seine Kunst dadurch, dass er mit Liebe arbeitet: in Respekt und Liebe zu den Schauspielern und dem Kreis, der zur weiteren Marthaler-Familie gewachsen ist. So entsteht Grosses.

Mir bleibt, ihm von Herzen zu gratulieren.

Roger de Weck